

Für manche sind sie die ärmsten Typen, haben selber lebenslänglich - wie Gefängniswärter ihren Beruf meistern

«Mit der Zeit wächst einem ein Auge am Rücken»

VON EVELYN BRAUN

Haben Sie schon einmal eine Kiste von innen gesehen?» fragt der Gefängnisdirektor väterlich, «nicht dass Sie mir erschrecken...» Ich habe. Und das Erschrecken ist immer wieder ein neues. Jedes mal. Wenn sich das Gefängnistor, auf Gesichtskontrolle hin, einen Spaltbreit öffnet und scheppernd hinter dir zurollt. Ausweiskontrolle, Taschendurchsuchung, elektronische Sicherheitsschranke wie im Flughafen. Meterhohe Gefängnismauern, Stacheldraht, elektronisches Frühwarnsystem, Spiegel. Du bist drinnen, die Freiheit draussen. Du überquerst den Gefängnishof, die Blicke der Aufseher bohren sich in deinen Rücken. Du passierst die nächste «Schleuse», die Kommandozentrale, Gesichtskontrolle. Als Journalistin erntest du ein Lächeln, als Gefangener nicht. Du bekommst ein Schildchen ans Revers geheftet, «Besucher», das dich für geprüft und gut befunden ausweist. Das dir die Türen öffnet, die sich hinter deinem Rücken wieder schlies-

Eingesperrt

«Autoritärer Stil bringt überhaupt nichts.» Der dies sagt, ist ein Aufseher in einer schweizerischen Strafanstalt. Und er muss es wissen. Er kämpft täglich mit der so genannten «Distanz», hat längst herausgefunden, dass Sympathie zu einzelnen Gefangenen zu Verunsicherung führt. Aufseher erleben selbst das Eingesperrtsein.

sen. In jedem Gefängnis. "Ob in der hochmodernen, nach neuesten Erkenntnissen des Strafvollzugs konzipierten Vollzugsanstalt, die von aussen mehr wie ein Schwesternheim denn Wie ein Gefängnis aussieht, oder im .gefürchteten Bau, der sich schon von weitem mit seinen .Mauern und Wachtürmen als Knast zu erkennen gibt. Ob in der so genannt offenen Anstalt für erstmalige Straftäter oder in der geschlossenen für Rückfällige: Stacheldraht, Sicherheitsdispositiv, Kontrollen, Flutlichtanlage, Videoüberwachung, Kontrolle, Misstrauen, Abwehr. Drinnen gefangen, draussen Freiheit. Ob betreuungsorientierter Wohngruppenvollzug wie im Frauengefängnis Hindelbank oder Einschlusssystem wie in den Gefängnissen der Jahrhundertwende, wie in den Massenbetrieben Lenzburg oder Regensdorf. Kiste bleibt Kiste oder, wie es der Direktor von Bostadel, Hans-Jürg Bühlmann, einmal ausgedrückt hat: «Käfig bleibt Käfig!» Für die Gefangenen genauso wie für das Personal. Es ist neun Uhr morgens im Lohnhof, dem Basler Untersuchungsgefängnis. Mit ausdrücklicher Bewilligung der Direktion darf ich mich den Aufsehern an die Fersen heften.. Will ihren Alltag erfahren, den Dienst in der Unfreiheit. Im Untersuchungsgefängnis und anschliessend in der Aussenstation Schällemätteli, Basels Uraltknast, Vollzugsstation oder «Wartezimmer» zum Abtransport in andere Schweizer Gefängnisse. Alltag eines Aufsehers erleben. Immer den Satz eines Gefangenen in den Ohren, der einmal, auf sein Verhältnis zu den Aufsehern angesprochen, verächtlich ausgestossen hatte: «Die Aufseher? Das sind die ärmsten Typen. Die haben lebenslänglich!» «Was wir hier tun, ist ein Job wie jeder andere auch», sagt Fritz Meier*, seit zehn Jahren Aufseher im Lohnhof. Wir sind in der Kommandozentrale, dem «Herzen» des Gefängnisses. Hier laufen die Fäden des gesamten Sicherheitsnetzes zusammen. Das «Herz» ist eine Festung innerhalb.

der Festung, ein zwei mal zwei Meter grosser Raum, gesichert mit Scheiben aus Panzerglas, die Türen elektronisch verriegelt. «Ein Job wie jeder andere auch», hier drinnen gleicht er dem des Fluglotsen in Basel-Mulhouse. Jetzt, eine Stunde lang, wird es relativ ruhig, die meisten Gefangenen befinden sich auf dem Hof, zum täglichen Spaziergang. Meier hat Musse, mir die weiteren Möglichkeiten der Zentrale vorzuführen. Die Bildschirmüberwachung der «Sicherheitszelle» etwa die, wenn sie belegt ist, rund um die Uhr, 24 Stunden lang, auf den Bildschirm geholt wird. «Wenn einer selbstmordgefährdet ist», erklärt Meier. Sie gleicht der «Vandalenzelle» («wenn einer alles zusammenschlägt») wie ein Ei: spiegelglatt geplättelte Wände, eine Betonpritsche mit Schaumstoffmatratze, eine WC-Schüssel, sonst nichts. Szenenwechsel. Die Gefangenen, rund fünfzig sind es heute, kehren vom Spaziergang zurück. Im Vorraum postieren sich zwei Aufseher: Hier werden sie durchkommen. Ein prüfender Blick, alle Türen sind verschlossen, kein Unbefugter in der Nähe. Meier: «Mit der Zeit wächst einem ein drittes Auge am Rücken.» Ein Wärter öffnet die schwere Gittertür, die zu den Zellentaklen führt, der andere bildet den Schluss des schweigsamen bleichen Zuges. Schliesst das Eisengitter hinter sich. «Das ist das Wichtigste, dass du jede Tür hinter dir wieder abschliesst. Da musst du dich erst gewöhnen, am Anfang.» «Ein Job wie jeder andere auch», sagt auch Heinz Müller, der heute Etagendienst hat, in den Gängen für Ruhe und Ordnung sorgt, den Kontakt zur Kommandozentrale aufrecht erhält. Seit zwanzig Jahren ist Heinz Müller im Staatsdienst, war früher Chauffeur von Gefangenentransporten, seit sieben Jahren ist er Aufseher im Lohnhof. «Ich wollte mit Menschen zu tun haben», begründet er seinen Berufswechsel. Nein, eine eigentliche Betreuerfunktion habe er hier nicht. Da habe er auch keine Zeit dazu. Er versuche schon zu beruhigen, wenn einer durchdrehe. Was in einem Untersuchungsgefängnis sicher öfter vorkomme. Wo einer praktisch von der Gasse weg eingesperrt wird. «Wenn du da die Zellentür aufmachst, hast du manchmal das Gefühl, die Luft sei explosiv, angestaut wie ein Ballon, der gleich platzen wird.» Aber man muss als Aufseher auch die Distanz wahren. Das vor allem. Nein, Heinz Müller will nicht wissen, weswegen einer «hockt». Eben wegen der Distanz. «Ich versuche, sie alle gleich zu behandeln, Ausländer, Mörder oder Dealer.» Korrekt. «Wissen Sie», sagt er auf meinen fragenden Blick hin, «wir haben nun mal das Gesetz, ob wir das richtig finden oder nicht, das können wir nicht ändern.» Anständig müsse man sein mit denen, «verseggle dörfsch si nit...» Höflich grüssen, wenn man morgens die Zelle aufschliesse, die Tür ruhig, nicht mit einem Knall hinter ihnen zuschliessen. «Das macht viel aus!» Man müsse einen breiten Rücken haben, für diesen Beruf, heisst es später auch im Schällemätteleli, während einer Kaffeepause in einem Nebenraum, einer rührend wohnlich eingerichteten Küche. Kontrast zur filmreifen Knastatmosphäre während des Dienstes. Wo die Aufseher in einer gläsernen Zelle sitzen, von der aus die sternförmig angeordneten Zellengänge eingesehen werden können. Wo die Aufseher und Gefangenen sich mit lautem Rufen verständigen müssen und die Etagenwärter Funkgeräte umgeschnallt haben. Wo unablässig Türen und Eisengitter auf- und zuknallen, zu Essenszeiten Betrieb herrscht wie in einer französischen Markthalle. «Einen breiten Rücken haben und einiges wegstecken können an Sprüchen.» Auch draussen, wenn man von Fremden «angezündet» werde. Meist: «Dass du überhaupt den ganzen Tag mit solchem. Gesindel zusammen sein kannst. Die Leute draussen könnten sich nicht vorstellen, sagt einer, dass wir Türken und Mörder wie Menschen behandeln. Ob sie auch Mitleid haben, mit den Gefangenen, manchmal? Sicher, das komme vor. Aber auch das müsse man wegstecken. Wegen der Distanz. Und Angst? Angst vor Aggressionen, Geiselnahme? Die Frage erntet verlegenes Lächeln. Auch das sei bekannt. Manchmal halt. «Aber wenn einer Angst hat, ist er hier am falschen Ort.» «Es ist weniger Angst», betont ein breiter, muskulöser Mitvierziger, «als Unbehagen. Aber du darfst dir nichts anmerken lassen, sonst bist du erledigt.» Man müsse eine stabile Persönlichkeit haben. Alle nicken. Psychologisches Gspüri» haben. Und einen breiten Rücken. Ich denke an Fritz Meier, der mir vor dem Tor des Lohnhofs noch erzählt hatte: «Vor drei Wochen hat mir einer das Nasenbein eingeschlagen. Aber das hat mir überhaupt nichts ausgemacht.» Und andere Gedanken drängen sich vor: «Wir

Aufseher», sagt einer aus der Kaffeegrunde, «haben eine viel grössere Verantwortung, als die Gesellschaft annimmt. Schreiben Sie das nur. Wir sind am nächsten beim Mann! Wir müssen beurteilen, ob einer durchdreht, ob wir den Arzt holen sollen, ob wir selber handeln müssen. Ob einer bloss mal so an den Pulsadern herumschnippelt - wir nennen das Probeschnittli - oder ob er Ernst macht.»

Wunsch nach Beamtentum

Fazit dieser quasi amtlich bewilligten Gespräche; Aufseher wird, wer «mit Menschen zu tun haben will», wer stabil ist, belastbar, wer wegstecken kann, wer Distanz wahren kann. Voraussetzung zur Ergreifung dieses Berufs ist - gesetzlich - eine abgeschlossene Berufslehre, persönlich: Eignung. Das Durchschnittsalter für Anfänger liegt bei dreissig und mehr Jahren. «Junge, sind noch zu beeindruckbar», sagen die Gefängnisdirektoren. Ausgeübt wird der Beruf meist bis zur Pensionierung - ein Erfahrungswert. Abspringen schwierig. Seit 1979 wird Gefängnispersonal, nach Absolvierung einer praktischen Probezeit, eidgenössisch geschult und diplomiert. Berufsbegleitend. Viermal drei Wochen über zwei Jahre verteilt. Während der Ausbildung werden Grundkenntnisse in Psychologie, Psychopathologie, in Betriebsorganisation, Strafrecht gelehrt, wird Wesentliches über Vollzugstechniken, Vollzugsziel und Entlassung vermittelt «Was wir da in Bern oben mitbekommen haben», erzählt ein Aufseher begeistert, «war einfach toll. Uns allen ist da richtig ein Licht aufgegangen. Allein schon, was das Psychologische betrifft.» Was treibt einen Menschen dazu, diesen Beruf, der nun allen Beteuerungen zum Trotz wahrlich kein «Job ist wie jeder andere auch», zu ergreifen? In dem Misstrauen zur Tagesordnung gehören, Zwang, Aggression? Ist es das Gefühl sozialer Verantwortung, ist es Gleichgültigkeit, die Lust an der Macht? «In erster Linie», meint Mario Etzensberger, leitender Arzt der Psychiatrischen Klinik Königsfelden in Brugg, «ist es der Wunsch nach Sicherheit, nach einer sicheren Stelle in einem sicheren System. Es ist der Wunsch nach Beamtentum, wo alles klar geregelt ist, Lohn, Pensionskasse. Wer diesen Beruf ergreift, trifft ein überschaubares, konstantes System an, Innovatives wird nicht abgefordert.» Etzensberger, in Personalunion Gefängnispsychiater der Strafanstalt Lenzburg und Verfasser von forensischen Gutachten für Strafgefangene vor Gericht, stellt fest, dass es mit der Macht des Aufsehers ohnehin nicht weit her ist. «Er ist vielmehr einem gewaltigen psychischen Stress ausgesetzt.» So haben Aufseher in Gefängnissen, in denen lange Strafen verbüsst werden, eine eigentliche Doppelfunktion. Einerseits sind sie für die Einhaltung der Sicherheitsvorschriften verantwortlich, Vertreter des Systems, andererseits arbeiten sie tagsüber mit den Gefangenen in den Gewerbebetrieben zusammen, müssen sie zu Produktivität und Leistung antreiben. «Machen Sie das mal mit Leuten, die dazu null motiviert sind. Autoritärer Stil bringt da überhaupt nichts!» Sie haben dauernd mit der so genannten «Distanz» zu kämpfen, müssen wissen, «wo sie stehen», denn Sympathie zu den einzelnen führt zu Identifikation und damit zu Verunsicherung. Sie erleben hautnah, was es für einen Menschen bedeutet, eingesperrt zu sein. Und sie leben in einem ständigen Zwiespalt. Zwischen dem Auftrag den die Gesellschaft an das Gefängnis stellt, und der schlechten Meinung, die dieselbe Gesellschaft von denjenigen hat, die diesen Auftrag erfüllen. «Denken Sie nur an den Stammtisch», sagt Etzensberger, «Heisst es in den Medien, ein Häftling sei ausgebrochen, so ist der Aufseher Ziel-scheibe des Spotts. Verübt einer gar im Urlaub oder auf Kurve eine neue Gewalttat, so entlädt sich der Hass, die Wut auch wieder über den Aufseher. Der Weg zum Herzinfarkt, zur Flasche ist nicht weit. Psychosomatische Beschwerden und Krankheiten, auch das ist Alltag im Leben eines Aufsehers. «Man darf nicht vergessen», sagt Etzensberger «dass es oft einfache Menschen sind, Bauern, Handwerker, die es nicht gewohnt sind, über ihre Probleme zu sprechen. Die alles in sich hineinfressen müssen.» Mittag in einer Schweizer Landbeiz. Ich treffe mich mit einem Aufseher der, unter der Wahrung völliger Anonymität, bereit ist, mit mir zu sprechen. «Ich habe mich zu oft schon exponiert.» Seit 25 Jahren arbeitet er in einer grossen Schweizer Rückfälligenanstalt. Einer, der seit 25 Jahren versucht hat, etwas zu bewirken, zu verändern. Ein

«Einzelkämpfer», sagt er. Heute fühle er sich hilflos, habe den Eindruck, manchmal, die «Dräggbüez» gemacht zu haben für andere, für die, «die auf der Sonnenseite leben». Gelernter Landwirt sei er aber «ich hatte Mühe mit dem Töten von Tieren», Er wurde Gefängniswärter, weil er das als sozialen Beruf angeschaut habe und noch immer tue. Aber gescheitert sei er an der Realität. «In den siebziger Jahren, als das Wort <betreuungsorientierter Vollzug> aufgekommen ist, da hat man noch hoffen dürfen.» Und: «Ein Aufseher hatte ein weites Betätigungsfeld, nur Kompetenzen, Kompetenzen hat man keine. Wenn einer Hilfe braucht, kann ich das nur weitermelden, an den Oberaufseher, den Gefängnisdirektor. Ich halte immer Mühe mit dem Verdrängen.» Im Gegensatz zu seinen Kollegen. Die bemühten sich zwar auch, anständig zu sein zu den Gefangenen. Das schon. «Aber nach Feierabend ist für die Schluss!» Er habe die Probleme eben auch nach Hause getragen. «Ich brauchte viel Energie dafür, meinen Selbstschutz aufzubauen.» Vor einem Jahr musste sich der bald Sechzigjährige einer Bypass-Operation unterziehen. «Damit können Sie nun weiterarbeiten», hatte ihm der Arzt gesagt. Doch er lebe in einer ständigen Angst vor dem nächsten Infarkt. «Ich rege mich viel zu schnell auf.» Mit den Insassen sei er meist gut ausgekommen. «Die spüren das, wenn man ihnen recht will.» Zu gut ausgekommen. «Für mich gab's nie Karriere-, Aufstiegsmöglichkeiten.» Früher habe er unter Schlaflosigkeit gelitten, nervösen Ekzemen. «Aber wissen Sie, überlebt habe ich über mein Engagement. Wenn man nur Distanz wahren will, das ist schlimm. Man muss sich sein eigenes Denken bewahren.» Einmal habe er den Satz gelesen, «Zuchthausmauern sind der Wall versteinerten Unsinn». Das habe ihm Eindruck gemacht. Vieles komme ihm sinnlos vor. «Wenn Ausländer zehn, fünfzehn Jahre lang ins Schliessfach kommen, um dann wieder ins Heimatland entlassen zu werden.» Oder wenn «für rund zehn Prozent gefährlicher Insassen ein perfektes, gigantisches Sicherheitssystem aufgebaut wird jedem Insassen misstraut, jeder überwacht wird. Das schürt Hass.» Für ihn seien die - Gefangenen nie hassens- oder verachtenswerte Geschöpfe gewesen, «sondern zarte Pflänzli, die man stärken müsse». Und die anderen? Die Kollegen? Keine Zweifel, keine Skrupel? Die seien halt oft gleichgültiger, glaubten an eine «unite de doctrine», seien unbeschwerter. Die meisten wollten «schon recht». Und dann, nach langem Zögern: «Es gibt auch verkappte Sadisten, die das mit dem Lauf der Jahre voll ausleben können. Psychischer Sadismus. Die den Gefangenen spüren lasse, wer vor und wer hinter dem Gitter hockt!» Er könne auch nicht einsehen, warum man die Leute «auf dem Schwingerplatz» aussuchen müsse. Er selber sei körperlich nie sonderlich kräftig gewesen.. «Aber das war weiss Gott nie das Problem.»

*Namen von der Redaktion geändert